

Eggers, Hans

Die deutsche Sprache der Gegenwart als pädagogisches Problem

Bollnow, Otto Friedrich [Hrsg.]: Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen. Weinheim; Berlin; Basel : Beltz 1968, S. 173-188. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 7)



Quellenangabe/ Citation:

Eggers, Hans: Die deutsche Sprache der Gegenwart als pädagogisches Problem - In: Bollnow, Otto Friedrich [Hrsg.]: Sprache und Erziehung. Bericht über die Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen. Weinheim; Berlin; Basel : Beltz 1968, S. 173-188 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-234320 - DOI: 10.25656/01:23432

<http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-234320>

<http://dx.doi.org/10.25656/01:23432>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern; noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt / Contact:

pedocs
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz
Gemeinschaft

Zeitschrift für Pädagogik

7. Beiheft

Sprache und Erziehung

Bericht über die Arbeitstagung
der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft
vom 7. bis 10. April 1968 in Göttingen

Im Auftrag des Vorstands
herausgegeben von Otto Friedrich Bollnow

Verlag Julius Beltz · Weinheim · Berlin · Basel

Zeitschrift für Pädagogik

Anschrift des geschäftsführenden Herausgebers: Prof. Dr. Georg Geißler, 2 Hamburg 62, Kiwittsmoor 55

Anschrift der Schriftleitung: Prof. Dr. Wolfgang Scheibe, 8 München 90, Schönstraße 72 b

Anschriften der anderen Herausgeber: Prof. Dr. Fritz Blättner, 23 Kiel, Sternwartenweg 8; Prof. Hans Bohnenkamp, 45 Osnabrück, Stüvestraße 3; Prof. Dr. Otto Friedrich Bollnow, 74 Tübingen, Waldeckstraße 27; Prof. Dr. Wolfgang Brezinka, 775 Konstanz, Jakobstraße 45; Prof. Dr. Josef Dolch, 66 Saarbrücken 3, Hellwigstraße 19; Prof. Dr. Andreas Flitner, 74 Tübingen, Im Rotbad 43; Prof. Dr. Wilhelm Flitner, 2 Hamburg-Großflottbek, Sohrhof 1; Prof. Dr. Carl-Ludwig Furck, 1 Berlin 38, An der Rehwiese 24; Prof. D. Dr. Oskar Hammelsbeck, 4931 Heiligenkirchen-Schling, Haus 404 (Bergstraße); Prof. Dr. Wolfgang Klafki, 355 Marburg, Rollwiesenweg 36; Prof. Dr. Martinus Langeveld, Prins Hendriklaan 6, Bilthoven/Holland; Prof. Dr. Ernst Lichtenstein, 44 Münster/Westfalen, von-Esmarch-Straße 91; Prof. Dr. Hans Scheuerl, 6241 Schneidhain/Taunus, Rossertstraße 5; Prof. Dr. Franz Vilsmeier, 8104 Grainau, Alpspitzstraße 8 c.

Anschriften der Autoren dieses Heftes: Prof. Dr. Otto Friedrich Bollnow, 74 Tübingen, Waldeckstraße 27; Prof. Dr. Hans Eggers, 66 Saarbrücken, Universität; Prof. Dr. Wilhelm Flitner, 2 Hamburg-Großflottbek, Sohrhof 1; Prof. Dr. Klaus Giel, 741 Reutlingen, Eßlinger Straße 9; Prof. Dr. Hans Glinz, 51 Aachen, Lütticher Straße 141; Prof. Dr. Hartmut von Hentig, 34 Göttingen, Stauffenberggring 10; Prof. Dr. Ernst Lichtenstein, 44 Münster, von-Esmarch-Straße 91; Prof. Dr. Bruno Liebrucks, 6 Frankfurt-Eckenheim, Kurzröderstraße 7; Prof. Dr. Werner Loch, 852 Erlangen, Kochstraße 4; Prof. Dr. Peter M. Roeder, 2 Hamburg 13, v.-Melle-Park 8; Prof. Dr. Dr. Wilhelm Seedorf, 34 Göttingen, Schildweg 12; Prof. Dr. Martin Wagenschein, 6101 Trautheim; Prof. Dr. Mario Wandruszka, 74 Tübingen, Am Apfelberg 1.

Inhalt

OTTO FRIEDRICH BOLLNOW	Eröffnungsansprache	5
WILHELM FLITNER	Sprache und Erziehung heute	9
BRUNO LIEBRUCKS	Erziehung des Menschen zur Sprachlichkeit	27
Diskussion	. . . . .	43
ERNST LICHTENSTEIN	Bildung und Sprachlichkeit	45
PETER M. ROEDER	Sprache, Sozialstatus und Schulerfolg	53
Diskussion	. . . . .	69
WERNER LOCH	Die Sprache der Pädagogik und die Pädagogik der Sprache	73
Diskussion	. . . . .	79
Gesamtdiskussion	. . . . .	81
HARTMUT VON HENTIG	Didaktik und Linguistik	83
KLAUS GIEL	Operationelles Denken und sprachliches Ver- stehen	111
MARTIN WAGENSCHNEIDER	Die Sprache im Physikunterricht	125
Gruppendiskussionen	a. Sprache und Sozialstatus	143
	b. Die Erschließung der Wirklichkeit — Zur didaktischen Bedeutung der Sprache	145
	c. Die Sprache im naturwissenschaftlichen Un- terricht	147
	d. Die Sprache in der Heilpädagogik	149
MARIO WANDRUSZKA	Die Strukturen unserer Erlebniswelt und die Strukturen unserer Sprache	151
HANS EGGERS	Die deutsche Sprache der Gegenwart als päd- agogisches Problem	173
HANS GLINZ	Sprachwissenschaftliche Voraussetzungen für die Arbeit des Didaktikers und Pädagogen	189
Gesamtdiskussion	. . . . .	213
	Die plattdeutsche Sprache (WILHELM SEEDORF)	214
OTTO FRIEDRICH BOLLNOW	Erziehung zum Gespräch	217
Zusammenfassung und Schlußwort	. . . . .	231

Die deutsche Sprache der Gegenwart als pädagogisches Problem

Viel Bedeutendes ist während dieser Tagung, zu der die folgenden Ausführungen einen weiteren Beitrag liefern mögen, über die allgemeinen Zusammenhänge zwischen Sprache und Erziehung gesagt worden. Gewiß ist Sprache bei weitem nicht der einzige Erziehungsfaktor; aber ebenso gewiß ist, daß Erziehung der Sprache nicht entraten kann. Ich erinnere nur an die Vielzahl der „erziehenden Redeformen“, die deskriptiv-informierende, die evaluativ-motivierende, die präskriptiv-anspornende und die systemgemäß organisierende, über die WERNER LOCH Wichtiges ermittelt hat¹). Erziehung erfolgt ganz wesentlich durch Sprache, und soweit es dabei um den Erwerb und die nachfolgende selbständige Anwendung von Kenntnissen und intellektuellen Fähigkeiten geht, handelt es sich stets gleichzeitig auch um Erziehung zur Sprache, d. h. zu ihrem angemessenen mündlichen und schriftlichen Gebrauch. Die *eruditio*, also – wenn wir diesen antiken Terminus etymologisch interpretieren – die Überführung des zu Erziehenden aus dem „natürlichen“, dem „Roh“-Zustand²) in die Teilhabe an der geistigen Kultur, ist immer zugleich ein Weg der Erziehung durch Sprache und zu den höheren Formen der Sprache.

An diesem Punkt allerdings müssen wir die summarischen Vorüberlegungen hinter uns lassen. Wir dürfen nicht weiter von Sprache schlechthin als einem Allgemeinbegriff reden, sondern haben uns darüber klar zu werden, daß es die Muttersprachen, also Einzelsprachen sind, die als Mittel und zugleich als eines der Ziele jeder Erziehung dienen³). Auf unsere heimischen Verhältnisse angewandt, ist es also die deutsche Sprache, durch die und zu der erzogen werden soll.

Doch sogleich haben wir abermals einzuschränken und zu konkretisieren. Wir dürfen uns nicht unreflektiert eines Abstraktbegriffes wie „die deutsche Sprache“ bedienen. Sehen wir zunächst einmal ganz ab von ihrer Verwendung in mündlichem und schriftlichem Gebrauch. Denn Schriftsprache und gesprochene Sprache sind niemals miteinander identisch. Beide folgen jeweils eigenen Gesetzen, und in der Erziehung mag in erster Linie die gesprochene Sprache, die Vermittlung von Bildungsgehalten im Lehrgespräch von Bedeutung sein. Sobald es aber an die Benutzung von Lehrbüchern und Texten geht, und sobald der Schüler – gestatten Sie mir die Verwendung dieses einfacheren Ausdrucks anstelle des allgemeineren „der Educandus, der zu Erziehende“ –, sobald also der Schüler zu schriftlicher Rechenschaft über seine Fortschritte veranlaßt wird, ist

er auch zur Aneignung schriftsprachlicher Ausdrucksformen aufgefordert. Aber, wie gesagt, von diesem Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache soll jetzt nicht die Rede sein. Doch wäre hier anzumerken, daß der Erzieher sich über die unterschiedlichen Bedingungen klar sein sollte, die sich aus dem mündlichen und dem schriftlichen Gebrauch der Muttersprache ergeben.

Wir wollen auch davon absehen, daß es wie in der gesprochenen Sprache⁴⁾ auch in der Schriftsprache sehr differenzierte Schichtungen gibt. Lassen wir die besonderen Erfordernisse fachlich-gelehrter Arbeiten beiseite, so gehört doch die Sprache hoher Dichtung einer ganz anderen Schicht an als die in unseren Tagen so wichtige und verbreitete Sprache öffentlicher Auseinandersetzung mit politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Fragen. Die Sprache anspruchsvoller Zeitschriften steht auf einer anderen Ebene als die einflußreicher Tageszeitungen, und diese schreiben eine andere Sprache als die Boulevard-Blätter, die eilige Leser rasch mit Sensationen füttern. Aber bei aller Verschiedenheit: das alles ist „Schriftsprache“ und folgt anderen Strukturgesetzen als die mündliche Rede.

Aber hier kommt es uns auf etwas anderes an, wenn wir uns über den Inhalt einer Bezeichnung wie „die deutsche Sprache“ klar werden wollen. Wie jede andere Sprache, so ist auch unsere deutsche Muttersprache in einem fortgesetzten Wandel begriffen. Derartige Wandlungen vollziehen sich manchmal langsam im Verlauf langer Zeit; zuweilen aber ist auch eine recht stürmische Entwicklung möglich, die im Verlauf weniger Jahrzehnte zu recht entscheidenden Änderungen des Sprachgebrauchs führen kann. In der deutschen Sprachgeschichte war z. B. der Beginn der frühneuhochdeutschen Periode, etwa die Zeit, die wir historisch durch die Kaiserjahre von KARL IV. bis zu MAXIMILIAN I. eingrenzen können und in deren Ende das Wirken MARTIN LUTHERS fällt, eine solche Periode einer ungemein stürmischen Entwicklung. Ich bin aber fest überzeugt, daß die deutsche Sprachentwicklung unseres 20. Jahrhunderts einen ähnlich stürmischen Verlauf genommen hat. Es ist kein Zufall, daß für unsere heutige Sprache gern Bezeichnungen wie „deutsche Gegenwartssprache“, „Deutsch von heute“, „Sprache des technischen Zeitalters“ u. ä. verwendet werden. Darin drückt sich zum mindesten das unklare Empfinden aus, daß dieses unser Deutsch nicht mehr die Sprache von gestern, nicht mehr die Sprache unserer Väter ist.

Diese Erkenntnis hat nun entscheidende Bedeutung für die heutige pädagogische Lage, deren Erhellung uns hier am Herzen liegt. Wir alle sind Teilhaber der Muttersprache in jener Gestalt, die sie heute angenommen hat. Keiner von uns könnte, wenn er es auch wollte, so sprechen oder schreiben wie GOETHE oder SCHILLER, KELLER oder STORM, wie KANT oder SCHELLING oder wie KARL MARX⁵⁾. Nicht, daß jedem von uns die geistigen Gaben fehlten, uns in die Gedankenwelt jener Großen hineinzudenken und uns darin sprachlich zu bewegen. Aber unser

sprachlicher Unter- und Hintergrund ist ein anderer geworden. Wir sind in die Sprachgewohnheiten einer anderen Zeit hineingeboren und darin aufgewachsen, und keiner kann sich dem allgemeinen Sprachgebrauch unserer heutigen Umgebung völlig entziehen. Jeder mag einen sehr individuellen Stil seines Sprechens und Schreibens entwickelt haben, und trotzdem sind wir alle, wie in allen unseren Lebensauffassungen und -äußerungen — sei es in Zustimmung oder Opposition — auch in der Gestaltung unserer individuellen Sprache Kinder unserer eigenen Zeit; bewußt oder unbewußt sind wir von ihr geprägt.

Jetzt können wir unseren Standort genauer bestimmen: Wenn es uns aufgegeben ist, durch die deutsche Sprache und zu ihr zu erziehen, so kann das kein anderes Deutsch sein, als die deutsche Sprache unserer eigenen Zeit. Das mag banal klingen. Denn ohnehin wird ja der Erzieher, weil er selbst ein Kind der Zeit ist, die Sprache dieser Zeit als Mittel seiner erzieherischen Bemühungen gebrauchen. So sollte man jedenfalls annehmen. In der pädagogischen Wirklichkeit dürfte es jedoch anders aussehen. Die ältesten Jahrgänge der heute noch amtierenden Erzieher sind doch — auch in ihrem Urteil über die Sprache — von jenem Bildungserlebnis geprägt, das seinen prägnantesten Ausdruck in der Erziehung des humanistischen Gymnasiums alter Art gefunden hat. Das involviert aber auch die Erziehung zu sprachästhetischen Wertmaßstäben, an denen gemessen manche Erscheinung des heutigen Deutsch als Verfall erscheinen könnte. Ein solches Urteil darf aber nicht vorschnell und leichtfertig gefällt werden. Auf jeden Fall geziemt es sich, daß der Erzieher sich über die Sprache, die er selbst gebraucht und zu der er erziehen soll, ein unbefangenes, von Werturteilen nicht getrübttes Bild macht. Das ist in unserer heutigen Zeit ganz besonders wichtig. Denn, wie sich herausstellen wird, hat unser Deutsch in den Jahrzehnten seit dem ersten Weltkrieg so neuartige Ausdrucksformen entwickelt, daß man mit Maßstäben, die an der großen Literatur des vorigen Jahrhunderts gewonnen worden sind, dieser heutigen Sprache nicht mehr gerecht werden kann.

Oft hört man von Vertretern der verschiedensten Schulfächer das anspruchsvolle Wort: „Wir sind ja alle zugleich auch Deutschlehrer.“ Dem Anspruch ist vollauf zuzustimmen. Denn jeder erzieht durch die deutsche Sprache und — zumindest in den Grenzen seines Fachbereichs — auch zu ihrem angemessenen Gebrauch. Ist aber jeder sich auch bewußt, welche hohe Verantwortung er damit übernimmt? Gilt ihm auch heute noch die aus der Antike stammende Empfehlung, man solle sich nach den besten Autoren richten, um seine eigene Sprache auszubilden? Und wenn ja, können wir uns heute noch die Sprache GOETHES oder SCHILLERS, die Sprache der realistischen und der naturalistischen Dichter oder die eines anerkannten Stilisten wie die des Historikers HEINRICH VON TREITSCHKE zum Vorbild nehmen? Oder wenn er glaubt, diese Frage verneinen zu müssen:

Welche Vorbilder und Muster will er statt dessen empfehlen? Wer sich als „Deutschlehrer“ empfindet, müßte auf solche Fragen eine Antwort geben und gegebenenfalls Alternativlösungen anbieten. Denn der Muster bedarf jeder Zögling, der strebend bemüht ist, seinen eigenen Sprachgebrauch emporzuläutern.

Um hier gleich meinen eigenen, gewiß nicht unanfechtbaren Standpunkt zu betonen, möchte ich zweierlei sagen: 1) GOETHE und SCHILLER können m. E. wohl Lehrmeister, nicht aber Vorbilder eines besonnenen, modernen Sprachgebrauchs sein. Unsere Zeit, unsere geistige Welt, unsere Anschauungsweise und unsere Sprachgewohnheiten haben sich allzu weit von ihnen entfernt. 2) Die besten Autoren unserer eigenen Zeit haben einen so außergewöhnlich individuellen Sprachstil entwickelt, daß sie als Muster eines gehobenen, aber immerhin allgemein verwendbaren Sprachgebrauchs nicht in Betracht kommen können⁶⁾. Klare, sachbezogene Gebrauchsprosa, die Sprache geistiger Auseinandersetzung unserer Tage, scheint mir in der heutigen Zeit diejenigen Stilmuster zu bieten, die am ehesten zu nüchtern klarer Sprache anleiten⁷⁾. Dabei möchte ich für die Sprache gut geschulter Journalisten eine Lanze brechen, wie sie in unseren großen Tages- und Wochenzeitungen gepflegt wird. Journalisten sind sprachgewandt. Sie sprechen und schreiben ein sehr modernes, wendiges Deutsch, und es ist ungerecht als „Zeitungssprache“ alles schmäählich über einen Kamm zu scheren, was in der Zeitung steht⁸⁾.

Wer allerdings im Strome seiner Zeit schwimmt — und das tun wir alle, ob mit dem Strom oder dagegen —, dem ist seine Sprache so selbstverständlich wie die Luft zum Atmen und das Wasser zum Trinken. Woher also die Maßstäbe nehmen, um etwas so Selbstverständliches in seiner zeitbedingten Besonderheit zu erkennen? Hier hat nun der Philologe das Wort. Er hat auf diesem Gebiet die Methoden zu finden, sich über das Sprachgeschehen zu stellen, an dem er doch selbst beteiligt ist, und es gewissermaßen von außen her zu betrachten und zu beschreiben.

Nun ist es auch dem Nicht-Fachmann bekannt, daß die linguistische Forschung während der letzten Jahrzehnte in sehr starke Bewegung geraten ist. Von so verschiedenartigen Auffassungen wie inhaltsbezogener und strukturalistischer Sprachbetrachtung war auch während unserer jetzigen Tagung wiederholt die Rede. Aber hier ist vor einem Irrtum zu warnen. Man darf nicht die grammatische Methode mit dem zu beschreibenden Sprachzustand verwechseln. Auch das klassische Latein oder das Gotische kann man mittels einer sehr modernen grammatischen Methode, z. B. der strukturalistischen, untersuchen und beschreiben. So hat z. B. — um ein näherliegendes Beispiel zu wählen — HANS GLINZ es unternommen, eine vielbeachtete „Neue deutsche Grammatik“ zu entwerfen⁹⁾. Er entwickelt darin sehr moderne, bahnbrechende Methoden, mit deren Hilfe sich

auch das heutige Deutsch erfassen und beschreiben läßt; aber er legt dieser methodisch besonders anregenden Untersuchung einen Text von GOETHE zugrunde. Umgekehrt führt die neue, erstmalig 1959 erschienene Duden-Grammatik den Titel „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“. Aber es findet sich nur wenig darin, was nicht auch an Texten GOETHEs und seiner Zeitgenossen exemplifiziert werden könnte.

Die systematische Grammatik, welcher Methode sie sich auch bedienen möge, ist also offensichtlich kaum geeignet, Unterschiede zwischen dem Sprachgebrauch von heute und dem, der etwa im vorigen Jahrhundert üblich war, aufzudecken. Denn die grammatischen Strukturen, die syntaktischen Möglichkeiten zum Aufbau der Sätze und des Redezusammenhangs sind seither in etwa die gleichen geblieben. Ein an GOETHEs Sprache entwickeltes System grammatischer Beschreibung paßt in allen wesentlichen Zügen auch noch auf die heutige Sprache und umgekehrt¹⁰).

So wäre also „die deutsche Sprache der Gegenwart“ nur eine Fiktion? So unterschiede sie sich gar nicht von der deutschen Sprache, wie sie vor 150 oder 100 Jahren im Gebrauch war? Die systematische Grammatik jedenfalls – wie modern oder traditionell gebunden ihre Methode auch sein mag – wird zwischen damals und heute kaum Unterschiede feststellen können. Denn die grammatischen Strukturen – isoliert betrachtet – lassen sich mit wenigen Ausnahmen heute genauso wie damals nachweisen.

Das Bild ändert sich jedoch, sobald man hinlänglich große Mengen von Sprachmaterial einer statistischen Untersuchung zuführt. Die Statistik beweist dann in eindrucksvoller Zusammenfassung, was dem von immer neuen Einzelheiten geblendeten Auge auch beim Überfliegen vieler Druckseiten entgeht¹¹). Die folgenden Angaben sind das Ergebnis einer Untersuchung, der 100 000 deutsche Sätze zugrunde liegen, und zwar wurden in laufender Folge je 1000 Sätze von 50 Autoren aus „rowohlts deutscher enzyklopädie“ (rde) und von 50 mit Namen zeichnenden Journalisten der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ ausgezählt. Die Ergebnisse sind also an sachbezogener Prosa gewonnen, einer – wie ich meine – mittleren Schicht heutiger deutscher Schriftsprache, die als repräsentativ für den durchschnittlichen Sprachgebrauch gelten kann.

Aus diesem Material hat sich ergeben, daß in der heutigen deutschen Schriftsprache

1) die Sätze ganz erheblich kürzer geworden sind, als es vor 150 Jahren schreibüblich war. In der populärwissenschaftlichen Prosa erreicht in der Häufigkeitsverteilung der Satz mit 16 Wörtern ein Maximum, bei den Journalisten ist der Satz mit 13 Wörtern, ein noch kürzeres Satzgebilde also, der häufigste¹²).

2) In beiden Gruppen wird auf Nebensätze weitgehend verzichtet. Etwa 50 % aller Satzgebilde bestehen aus einfachen Hauptsätzen. Kompliziertere Satz-

gefüge kommen fast gar nicht vor. Wenn überhaupt, so ist in den meisten Fällen nur ein einziger Nebensatz vorhanden. Unter den Nebensätzen überwiegt bei weitem — mit etwa 65–70 % — der Relativsatz, der grammatisch gesehen zu den Attributen gehört, also der Erweiterung eines nominalen Gliedes dient. An zweiter Stelle folgen die ebenfalls recht trivialen Daß-Sätze. Demgegenüber tritt der den ausgesagten Gedanken logisch gliedernde Konjunktionalsatz im heutigen Schriftdeutsch weit zurück¹³).

3) Bei weitem häufiger, als es im älteren schriftlichen Gebrauch erlaubt schien, kommen grammatisch unvollständige Sätze, sogenannte „Setzungen“ vor¹⁴).

4) Außerdem ist auf die unbekümmerte Nachlässigkeit in der Wortwahl hinzuweisen. Ich habe dabei nicht die Kraftwörter und Vulgarismen im Auge — sie kommen für die Gebrauchsprosa kaum in Betracht —, sondern die vielerlei farblosen, klischeehaften und oft sinnentleerten Ausdrücke, die in der von mir untersuchten Sprachschicht ganz unbefangen (und wohl auch unbedacht) verwendet werden¹⁵).

Die vier genannten Merkmale¹⁶) unterscheiden das heutige Schriftdeutsch in sehr charakteristischer Weise von der Schriftsprache der deutschen Klassiker und ihrer minderen Zeitgenossen. Auf statistischem Wege gewonnene Vergleiche machen das sehr deutlich. Vor 150 Jahren schrieb man erheblich längere Sätze, baute umfangreiche Perioden mit Verzweigungen voneinander abhängiger Nebensätze, vermied die nicht ausgeformten Sätze und war im Wortgebrauch sehr viel wählerischer, als es heute zu beobachten ist. Aber selbst vor 50 Jahren stand unsere Schriftsprache den klassischen Mustern noch ziemlich nahe und unterschied sich stark vom heutigen Gebrauch¹⁷).

Entscheidend ist nun die Feststellung, daß kurze Sätze, Bevorzugung der Parataxe vor der Hypotaxe, nicht ausgeformte Sätze und sorgloser Wortgebrauch Merkmale sind, die auch in der Sprache des Alltags gelten, und zwar — mutatis mutandis — für jegliche gesprochene Alltagssprache, nicht nur für die deutsche. Denn es handelt sich bei diesen Erscheinungen um Konstanten, die sich zum Teil aus den Sprachsituationen jedes Alltags, zum Teil aus der Psychologie jedes Sprechers ergeben, und die weder durch die Nationalsprache noch durch die jeweilige Zeit bedingt sind. Das kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Jedoch ergibt sich aus der Beobachtung der Tatsachen der unabweisbare Schluß, daß unsere heutige Schriftsprache sich in ihren Grundzügen der gesprochenen Sprache weitgehend angenähert hat. Da es sich aber bei diesen Grundzügen um zeitlos gültige Konstanten jeder gesprochenen Sprache handelt, ist umgekehrt der Schluß erlaubt, daß die Schriftsprache der deutschen Klassiker und des 19. Jahrhunderts, die diese Züge nicht aufweist, der Alltagsrede entsprechend ferngestanden habe.

Wer im heutigen Deutschland durch unsere Sprache und zu ihrem zeitgemäß angemessenen Gebrauch zu erziehen hat, sollte sich über diese Grundtatsachen klar sein. Es genügt aber nicht, sie zu registrieren. Man muß sich bemühen, auch die Ursachen aufzudecken, die zu dem heutigen Zustand unserer Schriftsprache geführt haben, selbst auf die Gefahr hin, dabei den Boden des strikt Beweisbaren zu verlassen.

Wir gehen aus von jenem antinomischen Verhältnis, das zwischen der Sprache und dem Sprachteilhaber besteht. Jeder Mensch wird in eine Muttersprache hineingeboren, wächst in ihr auf und hat ihr Grundsystem zu akzeptieren. Kein Deutscher kann beispielsweise an der seit alters herkömmlichen Verwendung von drei grammatischen Geschlechtern rütteln, und mit allen indoeuropäischen Sprachen teilen wir die keineswegs selbstverständliche Eigenart, daß unser Satzbau auf der Spannung zwischen Subjekt und Prädikat beruht. Solche vorgegebenen Strukturen üben einen Systemzwang aus, dem sich kein Sprachteilhaber entziehen kann. Doch steht es ihm in gewissen Grenzen frei, unter den im sprachlichen Gesamtsystem vorhandenen Ausdrucksmitteln eine Auswahl zu treffen. Auf dieser individuellen Möglichkeit der Wahl beruht das, was wir als den Personalstil jedes einzelnen Sprachteilhabers bezeichnen können.

Aber auch diese Freiheit der Wahl besteht nicht unbeschränkt. Denn jeder einzelne ist der Einwirkung aller anderen Sprachteilhaber ausgesetzt, mit denen er in Kommunikation steht. Zu jeder Zeit besteht, dem einzelnen unbewußt, ein *consensus omnium* über das, was sprachüblich ist. Dem entspricht der allgemeine Sprachgebrauch. Sein Angebot ist immer noch zu reichhaltig, als daß der einzelne alle seine Möglichkeiten erschöpfen könnte. Doch wählt er daraus seine eigenen Sprachmittel und hält sich somit auch in seiner Auswahl im Rahmen des in seiner sprachlichen Umgebung Üblichen.

Selten ist ein einzelner bereit und fähig, den Rahmen des allgemein Anerkannten zu sprengen. Es müssen schon viele am gleichen Strange ziehen, um eine Änderung des Sprachgebrauchs herbeizuführen. Es liegt also nahe, den ausgesprochenen Wandel, den wir an unserer Schriftsprache heute feststellen, auf den gleichgerichteten Einfluß sehr vieler Sprachteilhaber zurückzuführen. Ist das richtig, so hat man offensichtlich den Sprachwandel, der so tief einschneidet, auf einen grundlegenden Wandel der Sozialstruktur zurückzuführen. Nun haben wir die sozialen Umwälzungen, die das 19. und 20. Jahrhundert in aller Welt erschüttert haben und noch erschüttern, am eigenen Leibe erlebt. Es ist von vornherein anzunehmen, daß die Sprache als das elementarste Kommunikationsmittel jeder menschlichen Gesellschaft von solchen Umwälzungen nicht unberührt bleiben kann¹⁸⁾, und es ist sonderbar, daß man das nicht längst erkannt hat.

Solche neuen Einflüsse treten allerdings nicht von heute auf morgen in Erscheinung. Sie bedürfen einer Zeit der Vorbereitung, bis sie die Schwelle überschreiten und offen sichtbar werden. Obwohl nach meiner Überzeugung die moderne Sprachentwicklung mit der Entstehung der Industriegesellschaft auf das engste zusammenhängt, sehe ich daher die Ansätze zum Sprachwandel nicht bereits in der beginnenden Industrialisierung des Vormärz. Industrie und Großstadt fördern sich gegenseitig, und es scheinen vor allem die großstädtischen, neuen Sozialgruppierungen zu sein, von denen der Anstoß zum Sprachwandel ausgeht.

Die Großstadt¹⁹⁾ aber — das wird viel zu wenig beachtet — stellt in Deutschland, von ganz wenigen auf das Mittelalter zurückgehenden Ausnahmen abgesehen, eine viel jüngere Erscheinung dar, als gemeinhin angenommen wird. Selbst die ersten zwei Drittel des 19. Jahrhunderts kennen sie kaum. Noch im Jahre 1870 herrschten Mittel- und Kleinstadt und dörfliche Siedlung vor. Damals gab es im ganzen deutschen Reichsgebiet (innerhalb der Grenzen von 1914) erst 8 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Erst nach dem deutsch-französischen Krieg nahm die Entwicklung einen wahrhaft stürmischen Verlauf, und bis zum Jahre 1900 wuchs die Zahl der Großstädte auf 48, die sechsfache Menge, an. Daß diese Entwicklung sich im 20. Jahrhundert unaufhaltsam fortsetzte, wissen wir alle.

Nun war in Deutschland schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts eine sehr starke Vermehrung der Bevölkerung zu beobachten, von welcher Stadt und Land gleichmäßig betroffen waren. Während aber die Städte der wachsenden Zahl ihrer Einwohner Arbeit und Brot zu bieten hatten, so daß sich auch die hergebrachten städtischen Gesellschaftsstrukturen kaum zu ändern brauchten, entstand unter den besitzlosen Schichten der Landbevölkerung eine ständig zunehmende Not. Nach altem Recht war das Landvolk vielerorts noch an die Scholle gebunden. In dieser Lage muß der Grundsatz der Freizügigkeit, der in der Reichsverfassung von 1871 verkündet wurde²⁰⁾, wie eine Erlösung gewirkt haben, und da gleichzeitig die nun mächtig aufblühende Industrie Massen von Arbeitskräften anzog, kam es zu einer explosionsartigen Bevölkerungsbewegung, in deren Verlauf in rascher Folge immer neue Großstädte emporschossen.

Versuchen wir, uns die sprachlichen Folgen dieser Entwicklung vorzustellen. Die hochgezüchtete, verfeinerte Schriftsprache, wie sie bis 1870 — und noch lange nachher — gepflegt wurde, war das Erzeugnis einer auf Philosophie, Ästhetik und Sprache ausgerichteten Geistesbildung, und überdies das Ergebnis einer jahrhundertlang kontinuierlich weiterentwickelten Tradition. Sie war aber Privileg einer eng begrenzten bürgerlichen Gesellschaftsschicht, und ihr Vermittler war die Schule, das heißt aber: das humanistische Gymnasium mit seinem vornehmlich auf Sprache und Sprachgebrauch ausgerichteten Bildungsideal. Es

ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß es nach einer 1874 vorgenommenen Erhebung damals im gesamten Reichsgebiet nur 255 Real- und Höhere Bürgerschulen mit insgesamt 82 000 Schülern, aber 503 Gymnasien und Progymnasien mit 108 000 Schülern gab. Eine sehr geringe Schülerzahl, und wie wenig Gymnasiasten mag es demnach um 1800 gegeben haben — abgesehen von der damals noch weithin üblichen Erziehung durch Hauslehrer —? Aber sie stellten die Bildungsschicht, sie stellten die einflußreichen Männer in Staat und Gesellschaft, und sie stellten auch die Autoren, die die Pflege der Schriftsprache, gestützt auf Tradition und Herkommen, in ihre Obhut nahmen.

Seit 1870 drängen nun Millionen von neuen Menschen in die rasch anwachsenden Städte, Menschen ohne jene traditionelle bürgerliche Bildung, Menschen überdies, die sich selbst als eine neue Klasse verstehen lernten, und deren Führer zu einem großen Teil alle bürgerlichen Traditionen bewußt ablehnten. Zwar gibt es m. W. keine Beweise dafür, daß sie auch die Schriftsprache, wie sie damals im Schwange war, als Ausdruck der bürgerlichen Gesellschaft erkannt und bekämpft hätten; man kann im Gegenteil feststellen, daß in der Zeit bis zum ersten Weltkrieg die sozialdemokratischen Politiker und Gewerkschaftler — soweit sie nicht überhaupt in bürgerlichem Milieu aufgewachsen waren — sich diese Sprache anzueignen trachteten. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß sich seither unter sehr starker Einwirkung gerade der großstädtischen Lebensbedingungen und Lebensformen eine neue Gesellschaft formiert hat, die in ihrer Masse und auch in dem größten Teil ihrer führenden Schichten nicht mehr aus den Kultur- und Bildungstraditionen des bürgerlichen 19. Jahrhunderts schöpft.

Daß allein das Ausmaß der gesellschaftlichen Umschichtung, wie wir sie seit 1870 erlebt haben, schon von tiefstem Einfluß auf die Sprache sein muß, die eine solche neue Gesellschaft spricht und schreibt, läßt sich zwar nicht strikt beweisen, in dem Sinne wie man bestimmte Fakten aus bestimmenden Ursachen ableitet. Trotzdem sagt uns eine nüchterne Überprüfung aller Umstände, daß es gar nicht anders sein kann. Sprache — Schriftsprache zumindest und, wie wir gleich hinzufügen wollen, das in der Öffentlichkeit gesprochene Wort — ist stets erst das Ergebnis eines langen Erziehungsweges. Sie ist aber, genau wie die Erziehung selbst, zugleich auch eine Funktion der Gesellschaft, aus deren Vorstellungen sie Richtung und Ziel empfängt.

Sicher werden Schriftsprache und öffentlich gesprochene Sprache, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in einem sehr hohen Maße, im Verlauf eines intellektuellen Bildungsprozesses erworben, an dem die Schulbildung einen sehr hohen Anteil hat. Man darf daher zum Verständnis der modernen Sprachentwicklung, die sich auf dem Hintergrund der sozialen Umschichtung vollzogen hat, auch die Entwicklung des Schulwesens nicht übersehen. Wenn bis tief in

das 19. Jahrhundert hinein das humanistische Gymnasium allein eine höhere Schulbildung vermittelte, so ging aus der intensiven Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen eine so stark auf Sprache ausgerichtete Schulbildung hervor, daß notwendigerweise auch die Ausprägung der eigenen Muttersprache tief davon beeinflußt wurde.

Die neue Gesellschaft steckte sich andere Ziele der höheren Schulbildung. Sie griff energisch den schon ein Jahrhundert alten, aber bis 1870 nur wenig erfolgreichen Gedanken der Realschulbildung auf. Mit welcher Kraft sie ihre Forderungen durchsetzte, und wie entscheidend in der gesellschaftlichen Entwicklung gerade die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren, geht am besten daraus hervor, daß 1897 die Reifeprüfung der Realgymnasien und 1901 auch die der Oberrealschulen als Berechtigungsnachweis für das Hochschulstudium anerkannt wurden.

Die Betonung der Real-Fächer im Schulunterricht bringt auch eine veränderte Einstellung zur Sprache und zur Spracherziehung mit sich. Das kann nicht anders sein, obwohl ein exakter Nachweis auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte. Es ist anzunehmen, daß die vorher sorgfältig gepflegte literarästhetische, stilistische und rhetorische Sprachtradition in den neuen Schulen einer an Traditionen nicht mehr gebundenen Gesellschaft an Gewicht und Einfluß einbüßt. Zum mindesten tritt die sachbezogene, fachlich nüchterne Zwecksprache des naturwissenschaftlichen Unterrichts mit der alten Sprachtradition in Konkurrenz²¹⁾.

Sicher wäre es einseitig, die Ursachen des Sprachwandels allein in der Schulerziehung zu suchen, und ich möchte nicht in diesem Sinne verstanden werden. Man hat das gesamte öffentliche und private Leben in seiner mannigfachen Vielfalt in Betracht zu ziehen. Gerade in einer Zeit der gesellschaftlichen Umschichtung, da neue soziale Gruppen um Anerkennung ringen, da mit Leidenschaft um neue Ziele gerungen wird, ruft die geistige Auseinandersetzung viele Menschen zu öffentlichem Reden und Schreiben auf. Es kann gar nicht ausbleiben, daß dadurch auch der allgemeine Sprachgebrauch in neue Richtungen gelenkt wird. Die Schule kann davon nicht unberührt bleiben. Denn die Schüler bringen — auch im Sprachgebrauch — bereits alle die Vorerfahrung aus der Gesellschaft mit, in der sie aufwachsen, und die Lehrer gehen aus dieser Gesellschaft hervor. Die Sprache der Schulen kann von der allgemeinen Sprache der Gesellschaft nicht unabhängig sein. Dennoch darf gerade im Pädagogenkreis die sprachbildende Rolle der Schule besonders hervorgehoben werden. Mehr oder weniger nachhaltig wirkt sich doch das in der Schule angeregte Nachdenken über Sprache und die Erziehung zum angemessenen Sprachgebrauch auf den späteren Umgang jedes einzelnen mit der Sprache aus.

Selbst aber, wenn man — gewiß zu Unrecht — der Schule jeglichen Einfluß auf die Gestaltung des allgemeinen Sprachgebrauchs absprechen wollte, so blie-

ben ihre sprachpädagogischen Vorstellungen immer noch ein Spiegel der sprachlichen Situation ihrer Zeit. Deutlich erinnere ich mich z. B. noch jenes didaktischen Grundsatzes, jenes „Schreib, wie du sprichst“, mit dem Deutschlehrer nach dem ersten Weltkrieg das Papierdeutsch ihrer Schüler zu bekämpfen suchten. Im Rückblick will es mir scheinen, als habe es sich bei diesem „Papierdeutsch“ um den letzten, schalen und sinnentleerten Aufguß einer schriftsprachlichen Tradition gehandelt, die nicht mehr zeitgemäß war. Es wird sich schwerlich ermitteln lassen, wie weit der Einfluß der Schule auf die Umgestaltung der Schriftsprache ging. Das eine aber allerdings scheint mir sicher: Wer zu schreiben beginnt, braucht Muster. In der Auseinandersetzung mit den Vorbildern entfaltet er — wenn überhaupt — seinen eigenen Stil. Nun wurde die heranwachsende Generation geradezu aufgefordert, anstelle der traditionellen literarischen Vorbilder, zu denen sie kein Verhältnis mehr hatte, das von ihr selbst und ihrer Umgebung gesprochene Wort zum Muster zu nehmen. Damit war der Spracherziehung eine völlig neue Richtung gegeben, und das konnte — so dünkt mich — die vielen auf dasselbe Ziel hinstrebenden Tendenzen nur verstärken²²).

Die Entstehung und die Umgestaltung einer Schriftsprache kann nicht aus einer Ursache allein geklärt werden. Wichtiger als der Blick auf die Schule, den ich hier aus gegebenem Anlaß getan habe, ist mir die allgemeine Erkenntnis, daß Sprachgestaltung eine Funktion der Gesellschaft aller Sprachteilhaber ist. Dieses vielschichtige Problem ist als wissenschaftliche Aufgabe noch kaum erkannt. Philologie und Soziologie müßten zusammenwirken, um sich schrittweise seiner Lösung zu nähern. Mir muß es an dieser Stelle genügen, wenn ich zum Nachdenken darüber anregen konnte und Verständnis für meine Auffassung gefunden habe, daß sich die Annäherung der heutigen deutschen Schriftsprache an die Alltagssprache aus dem gesellschaftlichen Wandel erklären läßt.

Es wäre nun allerdings oberflächlich und geradezu falsch, wollte man für unsere heutige Zeit die Identität von Schriftsprache und gesprochener Sprache behaupten. Schriftsprache hat jederzeit ihre eigene Gesetzmäßigkeit, und niemals kann sie mit der Sprechsprache identisch sein. Wir betonen also: Den äußeren Rahmen und gewisse Darstellungsformen, kurze Sätze, parataktische Fügung, abgerissene Sätze, unbekümmerte Wortwahl, hat die heutige Schriftsprache aus den Gewohnheiten mündlicher Rede übernommen. Aber innerhalb dieses Rahmens hat sie neue, eigene und nur schriftsprachliche Strukturen entwickelt. In mehreren Referaten dieser Tagung ist der intellektuelle Erziehungsvorgang zu einer geläuterten Sprachform einschließlich der Aneignung von Fachsprachen als der Übergang von der allgemeinen Umgangssprache zu einer bewußt zweckgerichteten und zweckentsprechenden Sprache beschrieben worden. Meines Erachtens handelt es sich bei diesem Vorgang weitgehend — wenn auch nicht allein — um die Einführung in die Ausdrucksformen der modernen Schriftsprache.

So mag es in Ihrem Kreis willkommen sein, wenn ich aus der Sicht des Philologen wenigstens in einigen Andeutungen darstelle, was ich im heutigen Deutsch als ausgesprochen schriftsprachliche Besonderheiten ansehe. Welche Bedeutung hat allein schon der Verzicht auf Nebensätze! Jeder Satz, auch der Nebensatz, enthält eine Stelle für das Verbum, nämlich das Prädikat. Mit den Nebensätzen gehen daher auch ebenso viele Verbalstellen im Satz verloren. Dies ist einer der Gründe, neben vielen anderen, die im heutigen Deutsch zu einem ausgeprägten Nominalstil geführt haben. Die Folge ist der Ausbau, ein überraschend vielseitiger Ausbau, der nominalen Satzglieder, und darin ist nach meinem Dafürhalten das auffallendste Merkmal der heutigen deutschen Schriftsprache zu erkennen.

Zwar ist diese Erscheinung bisher in keiner deutschen Grammatik hinlänglich beschrieben worden, doch ist es gerade deshalb wichtig, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Ein einziger Satz nur sei zitiert, der viele der heute üblichen Sprachgewohnheiten erkennen läßt. Ein Wirtschaftswissenschaftler schreibt:

Mangels genügender Fonds oder ausländischer Kredite blieb in der Praxis in allen Ländern das wichtigste Mittel der Krisenhilfe und Konjunkturanregung die staatliche Geld- und Kreditschöpfung zur Finanzierung öffentlicher Notstandsarbeiten, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Unterstützungen.

Der Satz enthält 32 Wörter, darunter aber nur eine einzige Verbform, das Prädikat „blieb“. Alles andere sind nominale Glieder mit substantivischem Kern. Bei ihnen lassen sich nun zwei Bildungsweisen unterscheiden, die ich als „Reihenbildung“ und als „Blockbildung“ bezeichne. Beide sind im heutigen Schriftdeutsch ungemein häufig, wobei die Reihenbildung die engere Beziehung zur Umgangssprache zeigt. Reihen sind in diesem Satz:

mangels genügender Fonds oder ausländischer Kredite
Mittel der Krisenhilfe und Konjunkturanregung
Geld- und Kreditschöpfung
Finanzierung von Notstandsarbeiten, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Unterstützungen.

Wir brauchen an diesem Beispiel nicht zu untersuchen, ob die Doppelsetzung in jedem Einzelfall sachlich begründet ist. Jedenfalls kommen derartige Reihenbildungen im heutigen Schriftdeutsch besonders häufig vor. Das führt auf einen noch nicht erwähnten Aspekt des modernen Lebens, der die Sprachentwicklung zu beeinflussen scheint. Ständig stürzen so viele Eindrücke über uns her, daß es als Entlastungsfunktion erscheint, wenn man in rascher Reihung vieles vortragen kann, was sonst nur wortreich umständlich zu sagen wäre. Allerdings verführt dieses bequeme Mittel manche Autoren dazu, anstatt des allein treffenden Ausdrucks dem Leser eine rasch gefügte Reihe von Synonyma anzubieten, gewissermaßen mit der Aufforderung, das Passende selbst auszusuchen.

Das andere syntaktische Mittel, die Blockbildung, ist in unserem Beispiel nicht besonders stark ausgeprägt. Immerhin findet sich: die Geld- und Kreditschöpfung zur Finanzierung öffentlicher Notstandsarbeiten . . .

Das ist ein Gebilde — in diesem Falle ein gut durchsichtiges —, in dem zunächst der Kern *Geld- und Kreditschöpfung* durch ein Präpositionalattribut *zur Finanzierung* determiniert wird, und dieses wiederum durch eine Reihe von Genetivattributen. Auf diese Weise können äußerst komplexe Gebilde entstehen. Auf weitere Beispiele kann ich verzichten. Unsere Tageszeitungen, aber auch unsere eigenen gelehrten Schriften sind voll davon.

In diesen Fügungen kommen nun mehrere „Scheinwörter“ vor, „Augenblickskomposita“, wie ich sie genannt habe²³).

Krisenhilfe, Konjunkturanregung, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen sind Beispiele dieser Art. Es fällt uns heute sehr leicht, derartige scheinbare Komposita augenblicklich neu zu bilden, je nach dem Redezusammenhang, aus dem derartige Zusammenrückungen verständlich werden. So ist „Krisenhilfe“ eigentlich „eine Maßnahme, die helfen soll, eine Krise zu überwinden“, und ähnlich hätte man sich in älterem Schriftdeutsch auch ausgedrückt. Wir fassen also ein sehr komplexes Bündel von Vorstellungen in einem für den Augenblick geprägten Scheinwort zusammen. Das ist kein lexikalischer, sondern ein syntaktischer Vorgang, ein Ausdrucksmittel, das umständliche Fügungen erspart und abermals unter dem Gesichtspunkt der Entlastung verstanden werden kann. Jeder von uns verwendet heute in seinem Sprechen und Schreiben solche Fügungen. Allerdings zeigen die obigen Beispiele, daß aus solchen Augenblicksbildungen leicht Termini der Fachsprachen entstehen können, die dann auch in das Wörterbuch eingehen.

Viele anderen Erscheinungen der heutigen Schriftsprache lassen sich ebenfalls unter dem Aspekt raschen Erledigens begreifen. Wenn wir hemmungslos Infinitive und Adjektive substantivieren (z. B. *das Erkennen; das Gute*), wenn wir Verba (z. B. *darstellen*) in Adjektiva (*darstellbar*) oder Substantiva (*Darstellbarkeit*) umwandeln, wenn wir durch Adverbialbildung (*gesundheitsmäßig*) einen umständlichen Nebensatz (*was die Gesundheit angeht*) vermeiden, so verleiht diese Austauschbarkeit zwischen den Wortarten und Satzgliedern unserer Schriftsprache eine geschmeidige Wendigkeit, die dem gehetzten Zeitgenossen nur willkommen sein kann. Besonders auffällig ist mir in dieser Hinsicht das häufige Vorkommen ganzer Sätze, die in einen anderen Satzzusammenhang parenthetisch eingeschoben werden. Ein Bevölkerungsstatistiker schreibt:

Diese Verdoppelung — und das ist die fünfte in unserer Zahlenreihe — hätte dann also 900 Jahre gebraucht.

Hier wird ein Gedanke, der neu auftaucht, in den eben begonnenen Satz eingerafft; es werden gewissermaßen zwei Schritte zugleich getan. Rasche Erledigung ist das Ziel.

Diese Andeutungen müssen hier genügen. Wem die Aufgabe gestellt ist, durch Sprache und zum angemessenen Gebrauch der Sprache zu erziehen, der tut gut daran, sich nicht mit Grammatik und vagen Stilvorstellungen zu begnügen. Wir können nur zu der Sprache unserer eigenen Zeit und durch sie erziehen; alles andere wäre anachronistisch. Dazu ist es erforderlich, ihre besonderen Strukturen zu erkennen, und sich auch mit ihren Hintergründen zu befassen, von denen hier nur der soziologische und der anthropologische Aspekt angesprochen werden konnten.

Unsere heutige Schriftsprache neigt zu ungemein komplexer Ausdrucksweise. Sie verzichtet weitgehend auf das Beiwerk der den Gedankengang steuernden Kleinwörter und drängt eine Fülle von Inhalt in sehr knapp gefaßte Aussagen zusammen. Sie stellt damit an den Leser oder Zuhörer sehr hohe Anforderungen. Entsprechend anspruchsvoll ist aber auch die Aufgabe, den Schüler nicht nur in das Verständnis, sondern auch in den angemessenen Gebrauch dieser Schriftsprache einzuführen. Die neu entwickelten sprachlichen Strukturen sind an sich selbst nicht gut oder schlecht; sie sind nur anders als die schriftsprachlichen Strukturen des 19. Jahrhunderts. Sie „angemessen“ zu gebrauchen, bedeutet nur, so zu sprechen und zu schreiben, daß auch in den neuen Formen der Gedankengang in deutlicher Klarheit zum Ausdruck kommt. Jeder Zeitstil hat seine Gefahren. Konnte früher der Gedanke im Wirrwarr der Schachtelsätze seine Durchsichtigkeit einbüßen, so kann er heute leicht im Wortgedränge der komplexen nominalen Glieder ersticken, durch Parenthesen und rasch Eingeworfenes zerrissen werden. Viel mehr Menschen sind heute zu öffentlichem Reden und Schreiben veranlaßt, als es vor 150 oder 100 Jahren der Fall war. So mögen heute auch viele zu Worte kommen, die im Gebrauch der modernen sprachlichen Mittel nicht hinlänglich geübt sind. Aber das bedeutet nicht Verfall der Sprache, sondern Unfähigkeit des Sprachteilhabers. Der Spracherzieher sollte die spezifischen Gefahren kennen, die sich aus dem Mißbrauch moderner Sprachstrukturen ergeben, aber er sollte sich nicht nach den Sprachidealen einer untergegangenen Epoche richten.

Anmerkungen

1 WERNER LOCH s. o. S. 73 ff.

2 Lat. *rudis* = ‚roh‘; *eruditio* also, ganz wörtlich übersetzt, ‚Entrohung‘. Das gilt weithin auch für den Unterricht in den Fremdsprachen. Werden sie im Zuge eines Erziehungs- und Bildungsprogrammes erworben, wie es auf

- unseren Schulen und Hochschulen der Fall ist, so bleibt dabei, zum mindesten für eine ziemlich langwierige Einführungszeit, die Muttersprache unentbehrlich. Keine „direkte Methode“ kann darüber hinwegtäuschen.
- 4 Vgl. darüber z. B. die Ausführungen von HARTMUT VON HENTIG, oben S. 83 ff.
 - 5 Parodistische Versuche, wie etwa ROBERT NEUMANN'S „Mit fremden Federn“ (Stuttgart 1927) können diese Erfahrung nur bestätigen. Gerade in der Übertreibung wird der Abstand von unserer heutigen Sprache (die sich seit 1927 noch in entscheidenden Punkten weiterentwickelt hat) deutlich. Und wer ein feines Ohr hat, hört die falschen Töne, die dem Parodisten unterlaufen, eben weil er die Sprache seiner eigenen Zeit nicht völlig abstreifen kann.
 - 6 Mit einiger Bestürzung, wenn auch im Rückblick mit Heiterkeit, denke ich an die Heideggerei in Studentenarbeiten der 30er Jahre, an studentisch-unvollkommene Effekthascherei nach Vorbild des „Spiegels“ in den 50er Jahren. Extreme Individualstile pflegen auf Educandi einen starken Reiz auszuüben und können zu Mode-Mustern werden, schwinden aber, wie jede Mode, rasch dahin.
 - 7 Zu sprachlicher „Kunst“ zu führen, ist ohnehin nicht Aufgabe einer allgemeinen Erziehung.
 - 8 Die Leitartikel und Diskussionsbeiträge mit Namen oder Chiffren zeichnender Autoren, die ich in erster Linie im Auge habe, unterscheiden sich meist wohlthuend von der komprimierten Sprache telegrafisch übermittelter Agenturmeldungen oder auch von den Kurzinformationen, bei denen die Suche nach einem als Überschrift dienenden Einleitungswort oft zu sprachlichen Verrenkungen führt.
 - 9 HANS GLINZ, Die innere Form des Deutschen; eine neue deutsche Grammatik, Bern-München, 3. Aufl. 1962.
 - 10 Natürlich hat sich im Laufe von 150 Jahren der Wortschatz sehr stark verändert, altes Wortgut ist mit den Sachen, die es zu bezeichnen hatte, in Vergessenheit geraten, sehr viele neue Wörter sind zur Bezeichnung neuer Vorstellungen, Zusammenhänge und Realitäten hinzugekommen (vgl. z. B. das ganz auf Beobachtung des Wort- und Ausdruckschatzes aufgebaute Buch von LUTZ MACKENSEN, Die deutsche Sprache unserer Zeit, Heidelberg 1956). Nach meiner Auffassung bedeutet das aber noch keinen Sprachwandel. Dieser tritt vielmehr erst dadurch ein, daß sich die Gewohnheiten, nach denen man Sätze und Redezusammenhänge gestaltet, ändern. Danach sind syntaktische Veränderungen das eigentliche Kriterium des Sprachwandels.
 - 11 Das Thema verlangt es, daß ich hier Ergebnisse wiederhole, über die ich früher schon berichtet habe. Der Leser wird um Nachsicht gebeten. Ausführlicher ist über das Folgende gehandelt in „Studium Generale“ 15 (1962), S. 49–59 und in „Deutschunterricht“ 13 (1961), Heft 5, S. 47–61.
 - 12 EKKEHARD MITTELBERG, Wortschatz und Syntax der Bildzeitung, Marburg 1967, spricht „von einem gelenkten Atavismus der Sprache“ dieser Zeitung (S. 189). Aus dem Schaubild (S. 190) geht hervor, daß beim Satz mit 5 Wörtern, auf den 82 von 1000 Belegen entfallen, die Häufigkeitsspitze liegt.
 - 13 Auf die Bevorzugung der Parataxe vor der Hypotaxe im heutigen Deutsch ist mehrfach hingewiesen worden. Doch trifft die Behauptung nicht zu, daß im Zuge dieser Entwicklung unterordnende Konjunktionen wie *da*, *weil*, *obgleich* durch nebenordnende Konjunktionen und Adverbia, etwa *denn*, *nämlich*, *trotzdem* ersetzt würden. Vielmehr hat auch deren Gebrauch eher abgenommen. Heute ist es in der Schriftsprache weithin üblich geworden, die

logischen Zusammenhänge sprachlich nicht zu bezeichnen. Es bleibt dem Leser überlassen, die logische Ordnung aus dem Redezusammenhang zu ermitteln.

- 14 Gemeint sind Äußerungen vom Typ *Das ganz gewiß nicht – Anders in den Primitivkulturen*, in denen das verbale Prädikat und oft noch weitere Satzglieder fehlen.
- 15 So berichtet z. B. ein Psychologe über den Erfolg von Zeit- und Bewegungsstudien in einem Industriebetrieb und fährt fort: *Doch hatte die ganze Sache leider einen Haken*. Dieser Satz könnte, abgesehen von dem schriftsprachlichen *doch*, in jeder Alltagsrede vorkommen und paßt in seiner unscharfen Formulierung (*die ganze Sache*) in die verschiedensten Aussagezusammenhänge. Beispiele dieser Art lassen sich häufen.
- 16 Sie können wegen ihrer statistisch nachweisbaren Häufigkeit als Leitmerkmale dienen, neben denen es noch manche andere, weniger auffallende Kennzeichen gibt.
- 17 Beiläufig sei erwähnt, daß das mir zu Verfügung stehende Material zum Teil auch eine Gliederung nach dem Alter der Autoren zuläßt. Dabei führt ein erster Augenschein zu der Vermutung, daß diese Autoren, je näher ihr Geburtsjahr der Gegenwart steht, desto deutlicher die modernen Entwicklungstendenzen unserer Schriftsprache erkennen lassen. Natürlich trifft das nicht für jeden einzelnen zu, ergibt sich aber aus den statistischen Durchschnittswerten.
- 18 So ist es denn auch kein Zufall, daß sich in allen modernen Kultursprachen Wandlungen vollziehen, die mit den hier für das Deutsche nachgewiesenen Entwicklungstendenzen vergleichbar sind.
- 19 Im Folgenden muß ich zum Teil abermals auf an anderer Stelle Geäußertes zurückgreifen. Vgl. die ausführlichere Darstellung „Die deutsche Sprache der Gegenwart im Wandel der Gesellschaft“, in: *Sprache der Gegenwart*, Bd. 3, Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1967/68, z. Z. im Druck.
- 20 Schon 1867 war im Norddeutschen Bund die Freizügigkeit zum verfassungsmäßig garantierten Recht geworden.
- 21 Grundsätzlich wäre in diesem Zusammenhang auch die Entwicklung des Volksschulwesens zu erörtern, wo ja ebenfalls die „Realien“ immer deutlicher in den Vordergrund treten. Es darf jedoch angenommen werden, daß die Schicht derjenigen, die durch öffentliches Reden und Schreiben die Weiterentwicklung der Schriftsprache beeinflussen, zumeist aus den höheren Schulen hervorgeht, und daß sie die Muster setzen, nach denen sich andere Aufstrebende richten.
- 22 Es soll nicht verkannt werden, daß jenes „Schreib, wie du sprichst“ zunächst vor allem auf die farbige Lebendigkeit volkstümlicher Ausdrucksweisen bedacht war, die dort anzutreffen ist, wo die Alltagssprache der Mundart nahesteht. Der Großstadt-Jargon konnte in dieser Beziehung nicht viel Anregung bieten. Immerhin wurde aber auch die Forderung nach kurzen, knappen Sätzen zum Programm erhoben.
- 23 Vgl. die oben, Anm. 11, erwähnten Arbeiten.